

Rezension: Susanne Lettow (Hg.): Bioökonomie. Die Lebenswissenschaften und die Bewirtschaftung der Körper

Namberger, Verena

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Namberger, V. (2013). Rezension: Susanne Lettow (Hg.): Bioökonomie. Die Lebenswissenschaften und die Bewirtschaftung der Körper. [Rezension des Buches *Bildungsökonomie: die Lebenswissenschaften und die Bewirtschaftung der Körper*, hrsg. von S. Lettow]. *Femina Politica - Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft*, 22(1), 168-170. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-447071>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Susanne Lettow (Hg.)

Bioökonomie. Die Lebenswissenschaften und die Bewirtschaftung der Körper.

VERENA NAMBERGER

Das Verhältnis von Bio(techno)logie und Ökonomie wird gegenwärtig breit und kontrovers diskutiert. Während im politischen Diskurs unter dem Stichwort Bioökonomie das ökonomische Potenzial des biotechnologischen Fortschritts und damit das Zukunftsszenario eines ökologischen Wirtschaftswachstums propagiert wird, verweisen bioethische Debatten auf normative und rechtliche Herausforderungen im Zuge der In-Wert-Setzung von Körpern. Biopolitische Analysen identifizieren neue Formen machtvoller Subjektivierung durch die lebenswissenschaftliche Kapitalisierung von Biomasse.

Dem Band gelingt es, diese Heterogenität des Begriffs Bioökonomie und darunter gefasster sozialer Phänomene zu reflektieren und Ansatzpunkte einer eigenen theoretischen Perspektive zu entwickeln, die „neuartige Formen der ökonomischen Durchdringung von Lebewesen und Körperstoffen“ (8) zum Gegenstand kritischer Gesellschaftsanalyse macht. Dies ist nicht zuletzt der Verdienst der Einleitung. Ausgehend von einer Auseinandersetzung mit bioethischen sowie biopolitischen Ansätzen und deren jeweiligen Unzulänglichkeiten skizziert die Herausgeberin forschungstheoretische Desiderate einer gesellschaftskritischen „Theorie der Bioökonomie“ (11). Ihre Kritik richtet sich vor allem auf die ökonomistische sowie juristische Engführung jener analytischen Perspektiven, die Körper(-substanzen) als Waren fetischisieren und dabei besitzindividualistische Körper- und Selbstverhältnisse unreflektiert reproduzieren. Zudem problematisiert sie vitalistische Tendenzen in Analysen des Biokapitalismus, die das „Leben selbst“ als ahistorische Größe verstehen und so von sozioökonomischen Kontextbedingungen und „spezifischen Prozesse(n) der In-Wert-Setzung“ (12) abstrahieren. Dagegen setzt *Susanne Lettow* eine praxeologische Perspektive, die den Fokus auf jene (sich verändernden) Praktiken, Diskurse und sozialen Verhältnisse richtet, welche die Objekte der Bioökonomie und damit einhergehende (vergeschlechtlichte) Subjektivierungsformen sowie gesellschaftliche Naturverhältnisse erst hervorbringen. Die theoretisch anspruchsvolle Einführung bildet die heuristische Klammer für die sieben – in ihren disziplinären und theoretischen Zugängen sowie empirischen Gegenstandsbereichen teilweise sehr unterschiedlichen – Beiträge des Bandes.

Der Frage nach dem Verhältnis von Bioökonomie und Biopolitik widmet sich der erste Beitrag, in dem *Lars Thorup Larsen* eine Genealogie der Bioökonomie versucht. Er argumentiert, dass bereits in Foucaults Arbeiten eine „ursprüngliche Verbindung zwischen Biopolitik und politischer Ökonomie“ (30) angelegt, die ökonomische Dimension jedoch in der entweder technologie- oder staatszentrierten Rezeption

weitgehend ausgeblendet worden sei. Er warnt somit vor einer Überschätzung der „Neuartigkeit der gegenwärtigen Entwicklungen der Biotech-Industrie“ und des „*bio turn* der Ökonomie“ (30), betont jedoch gleichzeitig die Notwendigkeit, die gegenwärtigen Modifikationen bioökonomischer Verhältnisse in den Blick zu nehmen. Als Transformation biopolitischen Regierens interpretiert dann auch *Petra Schaper-Rinkel* im letzten Beitrag des Bandes die Bioökonomie-Strategien der OECD sowie der Bundesregierung, die Biotechnologien als Lösung für gegenwärtige Widersprüche der globalen Ökonomie propagieren. Dabei hebt sie drei zentrale Veränderungen gegenüber einer Foucaultschen Biopolitik hervor: die gegenwärtige „biopolitische Ökonomie“ richte sich erstens nicht nur auf die Bevölkerung, sondern umfassender auf menschliche und nicht-menschliche Biomasse, ziele zweitens nicht mehr auf die Industrialisierung von Lebensprozessen, sondern auf eine „Bio(techno)logisierung der Industrie“ (160) und verschiebe den Fokus des Regierens zunehmend von der staatlichen auf eine globale Ebene.

Für neue technologische Möglichkeiten der Zirkulation von Biomaterial und Bioinformation und deren ethische, soziale und politische Implikationen interessieren sich insbesondere die Beiträge von *Charis Thompson* sowie *Susanne Schultze* und *Kathrin Braun*. So zeigt erstere am Beispiel eines studienvorbereitenden Programms der Universität Berkeley, das zukünftigen Studierende aller Fachrichtungen eine Einführung in die Genomik und damit gemeinsame Debattengrundlage bieten sollte, die problematischen Effekte einer szientistisch verkürzten Perspektive auf Biotechnologien im (Universitäts-)Alltag auf und skizziert, wie eine verantwortungsvolle Auseinandersetzung mit den Lebenswissenschaften aussehen müsste. Schultze und Braun verhandeln den „bioökonomische(n) Zugriff auf Körpermaterialien“ in ihrem gleichnamigen Beitrag exemplarisch anhand der Forschung mit Eizellen und der diesbezüglichen feministischen Debatte. Feministische Positionen zur Nutzung von Eizellen differieren zwar hinsichtlich der Frauen zugewiesenen Subjektpositionen, bleiben dabei jedoch individualistischen und universalistischen Prämissen verhaftet, so ihre zentrale Kritik. Im Sinne der einleitend geforderten praxeologischen Perspektive sprechen sich die Autorinnen dafür aus, das abstrakte Verhältnis von Eizellgeberin und Eizelle als „*Doing Bodies*“ (74) im Kontext sozioökonomischer (Macht-)Strukturen zu analysieren und damit auf politischer Ebene an kollektive Kämpfe in der Tradition der reproductive rights-Bewegung anzuknüpfen.

Einen Schritt vorher setzt *Oliver Decker* in seinem Beitrag „*Organe und Waren*“ an, indem er der Möglichkeitsbedingung der zunehmenden Kommodifizierung des Gesundheitssystems und des Körpers nachgeht – sprich, der naturalisierten Idee eines besitzindividualistischen Verhältnisses zum „eigenen“ Körper. Er weist die Annahme zurück, dass es sich bei der In-Wert-Setzung von Körperstoffen um ein neues Phänomen handle, das als ein Übergreifen der Warenlogik auf einen bislang nicht-ökonomischen Bereich – im Sinne einer „kapitalistischen Landnahme“ (96) – beschrieben werden könne. Wenig überzeugend bleibt jedoch Deckers Versuch, die individuelle Bereitschaft zum Verkauf des eigenen Körpers bzw. seiner Organe

stattdessen psychoanalytisch als Ausdruck der „promethischen Scham“ (103) des Menschen gegenüber der Perfektion seiner Produkte zu erklären.

Ein interessantes Beispiel für eine neue Form, Körper und biomedizinische Daten ökonomisch nutzbar zu machen, beschreibt *Melinda Cooper* in ihren Ausführungen zur „Pharmakologie im Zeitalter des verteilten Experiments“. Cooper zeigt auf, dass pharmakologische Innovation derzeit einem Paradigmenwechsel unterliegt, der über Internet-Plattformen Patient_innen zu unbezahlten Ko-Produzent_innen biomedizinischen Wissens werden lässt und damit ein „Verwischen der Grenzen zwischen Klinik und Markt“ (114) bedingt. Die Stärke des Beitrags liegt darin, dass er die Ambivalenz dieser Entwicklung entlang des Spannungsfelds zwischen dem u.a. von AIDS-Aktivist_innen eingeforderten „Grundrecht auf Selbstversuche“ (121) und Demokratisierung der Forschung und den problematischen Implikationen dieses pharmazeutischen „Geschäftsmodell(s) mit neuartigen Arbeitsbedingungen“ (121) diskutiert.

Dass die Verflechtungen zwischen Lebenswissenschaften und politischer Ökonomie sich auch auf konzeptioneller Ebene widerspiegeln, legt *Sigrid Schmitz* in ihrem Beitrag zu „Neuroökonomie und Neurokultur in der Bioökonomie“ dar. Rekurrierend auf neue Technologien zur Abbildung neuronaler Prozesse beansprucht die Neuroökonomie, individuelles (Entscheidungs-)Verhalten unter Berücksichtigung rationaler sowie emotionaler Komponenten wissenschaftlich erklären zu können und damit das klassische Modell des Homo Oeconomicus zu revolutionieren. Schmitz zeigt nicht nur auf, wie diese Forschung ein vergeschlechtliches Verhältnis von Rationalität und Emotionalität reproduziert und heteronormative Geschlechterstereotype naturalisiert, sondern problematisiert dies zudem im Kontext einer allgemeinen Konjunktur der Hirnforschung, die gesellschaftliche Zusammenhänge ausgehend vom „cerebrale(n) Subjekt“ (134) neurobiologisch zu begründen sucht.

Damit bietet der Band trotz seines geringen Umfangs von 186 Seiten deutschsprachigen Leser_innen einen fokussierten Überblick über internationale – und insbesondere feministische – Debatten zur ökonomischen Dimension des biotechnologischen Zugriffs auf Körper. Zugleich eröffnet die Konzeption des Bandes eine theoretische Perspektive, wie sich unterschiedliche Phänomene der „Bewirtschaftung der Körper“ durch Lebenswissenschaften und Biotechnologien und die dabei entstehenden Praktiken, Objekte und Strukturen kritisch analysieren lassen.

Susanne Lettow (Hg.), 2012: Bildungsökonomie. Die Lebenswissenschaften und die Bewirtschaftung der Körper. Bielefeld: transcript, 186 S., ISBN 978-3-8376-1640-8.